



ELKE WAGNER

INTIMISIERTE ÖFFENTLICHKEITEN

PÖBELEIEN,
SHITSTORMS
UND EMOTIONEN
AUF FACEBOOK

[transcript]

sozialtheorie

Aus:

Elke Wagner

Intimisierte Öffentlichkeiten

Pöbeleien, Shitstorms und Emotionen auf Facebook

Juni 2019, 200 S., kart., Klebebindung, 29 SW-Abbildungen

29,99 € (DE), 978-3-8376-4026-7

E-Book:

PDF: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4026-1

Privatheit und Öffentlichkeit unterliegen in Zeiten des Internets einem tiefgreifenden Wandel. Während Privatheit mehr und mehr als gefährdet und vermachtet gilt, verändert sich eine bürgerliche Öffentlichkeit im Netz zusehends – Pöbeleien, Shitstorms oder Candystorms haben in Teilen den rationalen Diskurs ersetzt. Spezifische Schreibpraktiken und Symbolsysteme (Emoticons, Memes) transformieren die Praxis der Kommunikation.

Elke Wagner nimmt diese aktuelle Diskussion auf und analysiert die neu entstandenen intimisierten Öffentlichkeiten im Social Web.

Elke Wagner (Dr. phil.), geb. 1975, lehrt Soziologie mit dem Schwerpunkt der medialen Transformation von Öffentlichkeit und Privatheit an der Universität Würzburg. Sie promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und war an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz als Juniorprofessorin tätig.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4026-7

Inhalt

I. Einleitung	7
1. Ein praxeologischer Medienbegriff: Becoming Media	10
2. Medien, Öffentlichkeit und Privatheit	15
II. Schreibpraktiken 2.0	19
1. Mediendebatten zum Web 2.0	19
1.1 Unsichtbare Medien?	22
1.2 Historische Mediendebatten	26
1.3 Funktionale Unbestimmtheit von Medien	29
2. Internetforschung als Methode und Befund	35
2.1 Uneigentliche Räume: der differente Ort des Beobachters	36
2.2 Unterschiedliche Zeitlichkeiten und dauerhafte Veränderung	40
2.3 Körperlose Sprecher und die Unzugänglichkeit von Bewusstseinen ...	42
2.4 Datengrundlage	44
III. Die Öffentlichkeit des Privaten	47
1. Privatheit in der vernetzten Öffentlichkeit	47
1.1 Netzwerke affizieren Netzwerke	49
1.2 Überraschte Autorschaften	52
1.3 Überraschende Öffnungen: Peinlichkeiten und Fremdschämen	55
2. Transformationen	67
2.1 Unbestimmte Sprecher: the ever changing profile picture	67
2.2 Emoticons und Nicht-Wörter: die fremden Heiligen des Web 2.0	74
2.3 Gute Kopien	78
2.4 Listen	102
2.5 Zusammenfassung	111

IV. Die Privatheit des Öffentlichen	113
1. Black Boxing: Das Ausblenden ungeliebter Netzwerkkontakte	114
2. Technische Beobachter: Algorithmen	118
3. On doing Hate Speech	123
3.1 Reiterationen	125
3.2 Definitionsprobleme: Was ist Hass auf Facebook?	128
3.3 Kulturen des Hasses	134
3.4 Entscheidungsprozesse: Was tun gegen den Hass?	138
4. Rückblicke	142
4.1 Tönnies: Öffentlichkeit und das Differenzverhältnis von Gemeinschaft und Gesellschaft	143
4.2 Habermas: Öffentlichkeit als universalisierbare Argumentationsgemeinschaft	146
4.3 Laclau und Mouffe: Die Dekonstruktion von Gemeinschaft und Gesellschaft – Diskursöffentlichkeit und die Unmöglichkeit des Sozialen	147
4.4 Der Internet-Diskurs der 90er Jahre: Zwischen Community, Netzwerk und Schwarm	148
4.5 Social Network Sites als Öffentlichkeit? Zwischen personalisierten <i>Mini-Publics</i> und technisch-vermarkteten Diskursen	157
5. Intimisierte Öffentlichkeiten	166
5.1 Die zunehmende Überlagerung von Öffentlichkeit mit privaten Praktiken	166
5.2 Die Technisierung von Publika im Web 2.0	168
5.3 Die ökonomischen Strukturen von Diskursen im Netz	169
5.4 Die Bedeutung von Affekten	171
 V. Schluss: Digitale Publika – zwischen Abschottung und Vernetzung	 175
 Literatur	 179

I. Einleitung

»Los geht's. Mittwoch, 4.2.98, Sonntag,
Berlin. Anruf von Herrn Häberlen. Ich soll
jetzt mal mit Texten rüberkommen.«
Rainald Goetz, Abfall für Alle

Mit diesen Worten hat Rainald Goetz vor inzwischen über zwanzig Jahren seinen Beitrag zum Internet begonnen. Seit dieser Zeit hat sich das Internet merklich gewandelt. Die ehemals euphorischen Eindrücke haben sich verflüchtigt. Shitstorms, Pöbeleien und Emotionen im Netz haben die Hoffnung auf einen demokratischen Diskurs durch mehr Partizipation in weiten Teilen abgelöst. Sichtbar wird stattdessen die algorithmische Steuerung von Diskursen zu Marketingzwecken, Wahlbeeinflussung und die Verbreitung von Hass durch Fake News im Netz.

Die neueren medialen Aufschreibesysteme im Netz haben zu einer Polarisierung von Öffentlichkeiten beigetragen. Der Tweet der ZDF-Journalistin Nicole Diekmann vom 01. Januar 2019 (»#Nazis raus«) hatte etwa zunächst einen Shitstorm, daraufhin wiederum einen Candystorm – also eine Welle der Solidarität – zur Folge. Die Polarisierung von Diskursen geht inzwischen so weit, dass sie einstige Teilnehmer derart entmutigt, dass sie sich von Sozialen Netzwerken öffentlichkeitswirksam wieder abmelden. Der Grünen-Vorsitzende Robert Habeck hat etwa im Januar 2019 seine Mitgliedschaft auf Twitter und Facebook aufgekündigt, mit der Begründung, dass Twitter ein aggressives Medium sei, was sich wiederum auf den politischen Diskurs auswirke. Auf seinem Blog schreibt Habeck:

»Twitter ist, wie kein anderes digitales Medium so aggressiv und in keinem anderen Medium gibt es so viel Hass, Böswilligkeit und Hetze. Offenbar triggert Twitter in mir etwas an: aggressiver, lauter, polemischer und zugespitz-

ter zu sein – und das alles in einer Schnelligkeit, die es schwer macht, dem Nachdenken Raum zu lassen. Offenbar bin ich nicht immun dagegen.« (Habeck 2019)

Begleitet werden diese Tendenzen von Falschmeldungen im Netz, die sich einer großen Leserschaft erfreuen. So meldet das Internetmagazin Buzzfeed.com zum Ende des Jahres 2018 eine *trendlist* zu Fake News. Das Fazit: »Insgesamt konnten die acht erfolgreichsten Falschmeldungen fast 768.000 Facebook-Interaktionen generieren, im vergangenen Jahr waren es weniger als eine halbe Million.« (Buzzfeed 2018) Nur die Süddeutsche Zeitung habe im Jahr 2018 einen einzigen Artikel vorweisen können, der mehr Interaktionen auf Facebook erzeugte. »Keine andere der 50 meistgelesenen deutschen Nachrichtenseiten – nicht Bild, Spiegel, Focus, Welt oder Stern – hatten in diesem Jahr einen Artikel mit so vielen Interaktionen auf Facebook.« (Ebd.)

Neben dem Verweis auf Fake News im Netz, der hiermit möglichen Verbreitung von Hass und der möglichen Beeinflussung von Wahlentscheidungen durch propagandistisch-manipulierte Nachrichten wird in aktuellen Debatten über das Internet immer wieder auf einen weiteren Aspekt aufmerksam gemacht: die Macht der Algorithmen. So berichtet etwa die Süddeutsche Zeitung über den Fall einer Schwangeren, die nach einer Totgeburt weiterhin Werbung für Babyzubehör erhielt und kommt dabei zu dem Schluss:

»Es ist die Geldmaschine im Herzen des Geschäftsmodells der Internet-Ökonomie. Wer bestimmte Begriffe sucht, bestimmte Links klickt, wird zum Beispiel von Facebook in Kategorien eingeteilt. Sie basieren auf den Interessen, die Facebook bei dem Nutzer vermutet. Dann verkauft Facebook die digitalen Werbeflächen im Facebook-Strom des Nutzers an Unternehmen, die zu diesen Interessen passende Produkte anbieten.« (Brühl 2018)

Ökonomisierung, Vermachtung und Überwachung lauten meistens die Stichworte, wenn man sich für aktuelle Debatten über das Internet interessiert. Hierbei werden wichtige datenschutzrechtliche und ökonomiekritische Diskurse geführt und Einwände vorgebracht. Das Netzwerkdurchsetzungsgesetz und die EU-Datenschutzgrundverordnung sind zwei Beispiele, wie versucht wird, auf diese Debatten mit politischen Lösungen zu reagieren. Was aus meiner Sicht an diesen Debatten indes fehlt bzw. zu kurz gekommen

ist, ist die soziale Praxis der User und Userinnen selbst: Wie bewegen sich die Nutzer und Nutzerinnen im Netz angesichts solcher Gefährdungspotentiale des Digitalen? Die »Praktiken der Überwachten« (Stempfhuber/Wagner 2018) sollen deshalb in dem hier vorgelegten Beitrag in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt werden. Es geht bei dieser Perspektive nicht so sehr darum, eine emphatische Haltung der Cultural Studies zu wiederholen. Es geht also nicht darum, gegen die Macht der Internetkraken wie Google, Facebook und Co. die Praxis der Internetnutzer und -nutzerinnen zu feiern. Sichtbar werden soll aber, dass die medialen Affordanzen und Formatvorlagen der Internetunternehmen von den Nutzern und Nutzerinnen auch ausgefüllt und praktisch genutzt werden. Wie tun sie dies? Welche Formen von Praxis entstehen hierbei? Diese Fragestellung scheint mir in dem breit geführten Diskurs um das Web 2.0 und die dort auffindbaren Social Network Sites (SNS) zu wenig beleuchtet worden zu sein. Der Verweis auf Macht und Kontrolle scheint den Sozialwissenschaften nach wie vor leichter von der Hand zu gehen als jener auf die Praxis selbst. Dabei möchte diese Studie einen Begriffsvorschlag machen und in die Debatte einführen, nämlich jenen der »intimisierten Öffentlichkeiten« für die auf der Social Network Site Facebook sichtbar werdende Praxis. Ich möchte nun nicht dazu übergehen, diesen von mir vorgeschlagenen Begriff hier näher auszuflaggen – hierzu später mehr. Einige Stichpunkte seien indes erlaubt: Worum es mir bei diesem Begriffsvorschlag geht, ist der Hinweis, dass es sinnvoll sein könnte, Social Network Sites wie Facebook nicht allein als Communities, nicht allein als Netzwerk oder Schwarm zu fassen, sondern als Öffentlichkeiten. Es wird in der hier vorgelegten empirischen Analyse vor allen Dingen um die praktische Herstellung dessen gehen, was ich als *intimisierte Öffentlichkeiten* beschreiben möchte. In den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit soll dabei die Frage rücken, wie Publika sich über – wie auch immer ökonomisierte oder vermachtete – mediale Formate organisieren und emergieren.

Dabei mag das hier untersuchte Sample vergleichsweise harmlos anmuten: private User und Userinnen der Social Network Site Facebook. Deren Nutzungspraktik wurde vor, während und nach dem Zeitraum von 2014 bis 2016 empirisch in den Blick genommen. Während des genannten Zeitraums wurde die Forschungspraxis durch ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes Forschungsprojekt (»Öffentlichkeit und Privatheit im Web 2.0«; Stempfhuber/Wagner) finanziert. Die Befunde dieser Forschungsarbeit wurden in Teilen bereits andernorts publiziert. Die vorliegende Unter-

suchung hat zum Ziel, diese verstreuten Ergebnisse einmal zusammenzuführen und diskursiv aufeinander zu beziehen. Dabei haben mich folgende Personen und Institutionen besonders unterstützt, bei denen ich mich an dieser Stelle besonders bedanken möchte: bei Martin Stempfhuber, Niklas Barth und Dinah Wiestler für die langjährige und intensive Zusammenarbeit, bei Florian a. Betz für die Fotografien, die er diesem Band beige-steuert hat, bei Eltje Böttcher für die Übernahme des Lektorats, bei Herbert Kalthoff und Stefan Hirschauer für die Zusammenarbeit in meiner Zeit als Juniorprofessorin an der Universität Mainz, bei der Universität Würzburg für die jetzige Ermöglichung wissenschaftlicher Tätigkeit und nicht zuletzt bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die teilweise Finanzierung der hier vorliegenden Forschungsarbeit.

1. Ein praxeologischer Medienbegriff: *Becoming Media*

Alltagstheoretische Perspektiven auf Medien verstehen diese als Massenmedien. Seitens kommunikationswissenschaftlicher Studien wird diese Perspektive gemeinhin unterstützt. Die Medientheorie der Kulturwissenschaft zeigt hierzu alternative Einsichten auf. Jenseits von dem Zugriff auf Medien als die Institution der Massenmedien lassen sich Medien an einer kulturwissenschaftlichen Tradition orientiert als Mittler begreifen, die eine Botschaft, einen Inhalt vermitteln und sich dabei in die Botschaft mehr (Kittler, McLuhan) oder minder (Krämer) stark selbst mit einschreiben. Medien können dabei sowohl symbolischen Charakter (Schrift, Zahl, Bild) als auch technischen Charakter (Fernseher, Telefon, Radio, Computer) annehmen. Von entscheidender Bedeutung für die Medientheorie der Kulturwissenschaft, aber auch für eine empirisch verfahrenende Soziologie, ist der Gedanke, mit dem die frühe Medientheorie der *Toronto School* (Innis) einsetzt, nämlich: dass Medien generativ sind, also: sich so nachhaltig in soziale Praktiken einschreiben können, dass sie diese Praktiken transformieren und auf ein verändertes Niveau heben können. Medien kommt, der klassischen Medientheorie zufolge, damit eine die Gesellschaft verändernde Bedeutung zu. Was für die Explikation der dieser Argumentation zugrundeliegenden Fragestellung zunächst von Interesse ist, ist exakt diese Annahme, dass Medien soziale Praktiken beeinflussen und diese ändern können, wenn sie sich ändern. Wenn Marshall McLuhan davon ausgeht, dass das Medium die Bot-

schaft ist – was bedeutet dies empirisch für eine Soziologie der Öffentlichkeit und der Privatheit? Inwiefern spielen veränderte mediale Bedingungen eine Rolle für die Artikulation und Performativität von Praktiken? Umstritten ist in Bezug auf Medien genau dies: inwiefern sie in der Lage sind, soziale Praktiken zu verändern. Welche Bedeutung kommt den Medien tatsächlich für die Generativität des Sozialen zu?

Die frühe Medientheorie der Kulturwissenschaft geht von der relativ starken Annahme aus, dass Medien soziale Ordnung transformieren können. Harold A. Innis, der als Begründer der Medientheorie gelten kann, schreibt etwa: »Wir können wohl davon ausgehen, dass der Gebrauch eines bestimmten Kommunikationsmediums über einen langen Zeitraum hinweg in gewisser Weise die Gestalt des zu übermittelnden Wissens prägt.« (Innis 1950/1997, S. 96) Innis' These von der Prägekraft des Mediums bietet den Ausgangspunkt für unterschiedliche medientheoretische Ansätze, die die Generativität des Mediums auf verschiedene Weise fassen. Einer der prominentesten Anschlüsse an Innis findet sich in der These Marshall McLuhans: »The medium is the message.« (McLuhan 1964, S. 19) McLuhan schlägt hiermit Unterschiedliches vor. Zunächst richtet sich seine Aussage gegen eine in der Hermeneutik der Literaturwissenschaft verortete Tradition der Textanalyse, die die Form der Texte nicht miteinbezieht. Gleichzeitig zielt McLuhans These darauf ab, Medien als Generator für soziale Wandlungsprozesse einzuführen. Zunächst fasst McLuhan Medien relativ schlicht als Verlängerungen menschlicher Organe, als Prothesen, die neuartige Verhaltensweisen ermöglichen. »Alle Medien sind Erweiterungen bestimmter menschlicher Anlagen – seien sie psychisch oder physisch.« (McLuhan, 1969 S. 26) Auf diese Art wirken Medien in zwei Richtungen: Einerseits dienen sie der Ausweitung menschlicher Handlungsmöglichkeiten. Andererseits wirken sie als solche auf die Verhaltensweisen von Menschen zurück. Diese Rückwirkungsprozesse führen wiederum zu einer Transformation von Verhaltensweisen. Auf diese Weise können sich nicht nur einzelne Handlungen, sondern schließlich ganze Gesellschaftsordnungen ändern. McLuhan hat dies dann in seinen großangelegten Thesen von der Buchdruckgesellschaft und dem globalen Dorf näher ausgeführt.

Auch wenn sich Friedrich Kittler in seiner Medientheorie gegen Marshall McLuhans These sperrt, dass im Mittelpunkt medialer Transformationsprozesse immer noch der Mensch als Subjekt stehe, greift er auf die medientheoretische Tradition der Generativität von Medien zurück. »Medien bestimmen

unsere Lage«, erklärt Kittler (1986, S. 3) und formuliert damit jene These, die als *mediales Apriori* in die Medientheorie eingezogen ist. Worauf Kittler abzielt, ist einerseits ein Anschluss an die Tradition der frühen Medientheorie: Medien transformieren soziale Ordnungsverhältnisse. Gleichzeitig geht Kittler über die von Innis begründete Tradition hinaus. Für Kittler steht nicht mehr länger das Subjekt im Mittelpunkt von medialen Transformationsprozessen. Vielmehr wird die Idee des Subjekts durch mediale Aufschreibesysteme mit hervorgebracht. Ein Aufschreibesystem gilt für Kittler als »das Netzwerk von Techniken und Institutionen, die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben« (Kittler 1985/2003, S. 501). Ähnlich wie Michel Foucault in *Die Ordnung der Dinge* (1966/1971)¹ geht Kittler davon aus, dass sich Aufschreibesysteme im Sinne von Diskursordnungen ändern können.² Die mit jedem Aufschreibesystem einhergehenden Selbstbeschreibungen verändern sich abhängig von den medial vermittelten Speichermodi. Entsprechend muss Kittler McLuhans Medientheorie als zu kurz gegriffen erscheinen:

»Methodisch heikel ist die [...] unbefragte Grundannahme, dass natürlich der Mensch das Subjekt aller Medien sei. Denn wenn man, wie es hier versucht wird, die Entwicklung eines medialen Teilsystems in aller historischer Breite analysiert, drängt sich gerade der umgekehrte Verdacht auf, dass technische Innovationen [...] nur aufeinander Bezug nehmen oder antworten und dass gerade aus dieser Eigenentwicklung, die vom individuellen oder gar kollektiven Körper des Menschen völlig abgekoppelt läuft, dann der überwältigende Impact auf Sinne und Organe überhaupt resultiert.« (Kittler 2002, S. 23)

Eben gegen jene starke Zuspitzung der Wirkungskraft von Medien wendet sich Sybille Krämer mit ihrer These vom Medium als Mittler, das solchermassen immer auch ein Außerhalb erlaubt: »Was immer ein Medium ist: Seine Mittel- und Mittlerstellung ist grundlegend. Medien sind nicht autonom. [...] Es gibt immer ein Außerhalb von Medien.« (Krämer 2008, S. 31) Krämer dis-

1 »Die Ordnung, auf deren Hintergrund wir denken, hat nicht die gleiche Seinsweise wie die der Klassik. Wir haben vergeblich den Eindruck einer fast ununterbrochenen Bewegung der europäischen Ratio seit der Renaissance bis zu unseren Tagen.« (Foucault 1966/1971, S. 25)

2 »Es gibt Zäsuren, die ganze Aufschreibesysteme mit einem Schlag vergessen machen.« (Kittler 1985/2003, S. 215)

tanziert sich mit ihrer Medientheorie von der starken Annahme einer Generativität des Mediums im Sinne eines medialen Apriori. Wofür sie argumentiert, ist ein ganz anderer Aspekt von Medien, nämlich: deren Möglichkeit, sich im praktischen Vollzug unsichtbar zu machen. »Indem Medien etwas zum Vorschein bringen, treten sie selbst dabei zurück; Medien vergegenwärtigen, indem sie selbst dabei unsichtbar bleiben; selbst zur Geltung kommen sie umgekehrt nur im Rauschen, also in der Dysfunktion und Störung.« (Ebd. S. 27) Dies ist wiederum ein Aspekt, der aus der *Actor-Network-Theory* bekannt ist. Für Bruno Latour sind Objekte als Aktanten keine gegebene Materie per se, sondern vielmehr das Resultat von netzwerkartig hergestellten Einschreibeprozessen. Ihre Leistungen, ihre Vermittlungstätigkeit, wird zu meist erst in der Störung sichtbar – also dann, wenn Praxisabläufe durch Dysfunktion gestört sind. Im herkömmlichen praktischen Vollzug bleiben Objekte unsichtbar, wie Latour am Beispiel der Bodenschwelle diskutiert hat:

»Die Bodenschwelle ist letztlich nicht aus Materie gemacht; sie ist voller Ingenieure, Rektoren und Gesetzgeber, die ihr Wollen und ihre Erzählungen mit denen von Kies, Beton, Farbe und Standardberechnungen mischen. Die Vermittlung, die technische Übersetzung, die ich zu verstehen versuche, ruht auf dem blinden Fleck, wo Gesellschaft und ihre Materie ihre Eigenschaften austauschen.« (Latour 2006, S. 497)

Auch Krämer und die Akteur-Netzwerk-Theorie nehmen eine Veränderung von sozialer Ordnung durch Medien an. Für Krämer schreiben sich Medien im Sinne von Spuren in Handlungszusammenhänge ein. Und für die Akteur-Netzwerk-Theorie sind es die Vermitteltheiten von Akteur-Aktanten, über die sich Netzwerke permanent am Laufen halten und transformieren können. »Alles spielt sich in der Mitte ab, alles passiert zwischen den [...] Polen, alles geschieht durch Vermittlung, Übersetzung und Netze [...].« (Latour 1995, S. 54) Man kann hier die Akteur-Netzwerk-Theorie also anschlussfähig machen für eine medientheoretische Lesart. Sowohl im Falle der medientheoretischen Ausführungen von Sybille Krämer als auch in den hierfür anschlussfähigen Beiträgen der Akteur-Netzwerk-Theorie wird die starke These der frühen Medientheorie und jene Kittler'scher Provenienz indes relativiert: Medien können zwar zur Transformation von Ordnungsprozessen beitragen – hierin besteht indes kein Automatismus.

Eine ähnlich vorsichtige Herangehensweise an die Annahme einer medienerzeugten Generativität findet sich in den Arbeiten von Niklas Luhmann. Seine Medientheorie geht von drei unterschiedlichen Medientypen aus, nämlich Medien als lose gekoppelte Elemente, die nur über Formen sichtbar werden können (1), Medien als symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien, die für Plausibilitäten in kommunikativen Praktiken sorgen (2) und schließlich Medien als Verbreitungsmedien (3), worunter Sprache, Schrift und die Massenmedien fallen. Einerseits spielen Medien für Luhmanns Gesellschaftstheorie eine konstitutive Rolle. »Kommunikationssysteme konstituieren sich selbst mit Hilfe einer Unterscheidung von Medium und Form.« (Luhmann 1997, S. 195) Andererseits sind es relativ lose Bestimmungen, die Luhmann Medien attestiert. So spricht Luhmann etwa von bloßen Markierungen, die Medien sozialer Ordnung hinzufügen können:

»Die Hauptphasen der gesellschaftlichen Evolution, die ich als archaische Gesellschaften – Hochkulturen – Weltgesellschaft bezeichnet hatte, sind markiert durch Veränderungen in den jeweils dominierenden Kommunikationsweisen. [...] und man kann sagen, daß komplexere Gesellschaftssysteme, wie immer sie entwicklungsmäßig erreicht wurden, nicht ohne neuartige Formen der Kommunikation integriert und erhalten werden.« (Ebd. S. 357)

Wie vorsichtig Luhmann in der Fassung von Medien verfährt, zeigt sich auch in seiner Unterscheidung von Medium und Form. Medien funktionieren deshalb in unterschiedlichsten Bereichen als Mittler von Kommunikationspraktiken, weil sie so unterbestimmt sind, dass sie überall funktionieren können. »Ein Medium besteht in lose gekoppelten Elementen, eine Form fügt dieselben Elemente dagegen zu strikter Kopplung zusammen.« (Ebd. S. 198) Was sich an diesen jüngeren Anschlüssen an die klassische medientheoretische These von der Generativität des Mediums lernen lässt, ist zunächst, dass es keinen Automatismus festzustellen gibt zwischen der Einführung eines (neuen) Mediums und der Transformation sozialer Ordnung. »So wenig man von den ›harten‹ Konditionen, denen semantische Prozeduren gehorchen, absehen darf, so wenig besteht andererseits ein schlichtes Apriori der Technik, der medialen Präformation und des Signifikanten.« (Koschorke 1999, S. 11) Medien können, müssen aber nicht für Transformationsprozesse sorgen. Es ist vielmehr eine empirische Frage, ob sie dies tun oder nicht. Genau hierin liegt der genuine Beitrag einer *mediensoziologischen* Perspektive:

die empirische Erforschung der Wirkweise von Medien in konkreten sozialen Praktiken. Joseph Vogl spricht in diesem Zusammenhang von der Praxis des *Becoming Media* (Vogl 2008) und von *media events*: »These are events in a particular, double sense: the events are communicated through media, but the very act of communication simultaneously communicates the specific event-character of media *themselves*.« (Ebd. S. 16) In der empirischen Beforschung von Medien und ihrer sozialen Wirksamkeit kommt es entsprechend darauf an, sich den konkreten Zugriff auf Medien zu vergegenwärtigen: Was wird überhaupt zu einem Medium erklärt? Welche Wirkweise wird ihm zugeschrieben? Worin zeigt sich diese Wirkweise in konkreten sozialen Praktiken? Eben diese Zugangsweise soll in der folgenden Analyse im Hinblick auf mögliche mediale Transformationsprozesse des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit in den Blick genommen werden. Es ist ein praxeologischer Medienbegriff, der dieser Analyse zugrunde liegt.

2. Medien, Öffentlichkeit und Privatheit

Jürgen Habermas geht in der Entwicklung der Diskursethik davon aus, dass sich universalisierbare Werte einer allgemeinen Humanität aus den privaten Lesepraktiken der frühen bürgerlichen Gesellschaft entwickeln.

»Einerseits wiederholt der sich einfühlende Leser die in der Literatur vorgezeichneten privaten Beziehungen; er erfüllt die fingierte Intimität aus der Erfahrung der realen, und erprobt sich an jener für diese. Andererseits ist die von Anfang an literarisch vermittelte Intimität, ist die literaturfähige Subjektivität tatsächlich zur Literatur eines breiten Lesepublikums geworden; die zum Publikum zusammentretenden Privatleute rasonieren auch öffentlich über das Gelesene und bringen es in den gemeinsam vorangetriebenen Prozeß der Aufklärung ein.« (Habermas 1963/1990, S. 115)

In Salons, Caféhäusern und Lesegesellschaften wird die private Leseerfahrung vor einem Publikum verhandelt. Hierdurch entwickelt sich eine Moral, die dann auch auf Begebenheiten außerhalb des Privaten übertragen werden kann. Es entsteht eine kritische Öffentlichkeit, die Begründungsfragen in Gestalt von argumentativen Diskursen verhandelt. Der Wahrheitswert dieser Begründungsfragen ist bei Habermas dann wiederum an das Medium

der Sprache und die in ihr verankerten Geltungsansprüche strikt gekoppelt. Sprache wohnt das Telos der Verständigung inne.

Albrecht Koschorke hat wiederum in seiner Studie *Körperströme und Schriftverkehr* (1999) herausgearbeitet, wie die Herausbildung der bürgerlichen Empfindsamkeit und daran gebundene Moralvorstellungen an die Entwicklung der bürgerlichen Schriftkultur gekoppelt ist. »Der Wandel der Gefühlskultur ist symbiotisch mit der Durchsetzung einer bis dahin unerreichten Wirkungstiefe schriftkultureller Standards verknüpft.« (Ebd. S. 12) Alphabetisierung führt Koschorke zufolge zu einer Abkehr des Einzelnen von der guten Gesellschaft des Ancien Règime, sie führt zur Distanzierung von konkreten Interaktionssituationen. Die Orte des zurückgezogen Schreibenden stellen dann wiederum Praktiken der Selbstreflexion und der Erzeugung einer wahrhaftigen Innerlichkeit her, die sich vor einem Lesepublikum entfaltet.

»Schriftverkehr entkleidet die Kommunikanten von ihren Eigentümlichkeiten lokaler und ständischer Art. Er unterdrückt sowohl die Idiome und setzt veränderte subjektive Kennzeichen ein, unter denen die Gesinnung die erste Stelle einnimmt. Auf diese Weise tritt das sinnliche Nahorientierungssystem außer Kraft, das bis dahin maßgeblich für die Erkennung und emotionale Festigung von Gruppenbindungen war.« (Ebd. S. 188)

Die literal herbeigeführte Anwesenheit von abwesenden Personen führt zur Ausbildung von Selbstreflexionen und Selbststilisierungen, die eine neuartige Form von Gefühlslage produzieren können. Es sind vor allen Dingen Briefwechsel, in denen sich Koschorke zufolge diese neue Form der bürgerlichen Gefühlslage herausbildet. Der in Briefwechseln sich abbildende Schriftverkehr produziert eine Nähe suggerierende Distanz und eine Sprache, die diese Distanzlosigkeit überwinden hilft. Er verhilft zu einer Verständigung, in der sich die Geister ungehindert durch körperliche Schranken des Äußerlichen treffen können. Was sich schriftlich ereignet, wirkt dann auch wieder auf die Interaktion unter Anwesenden zurück:

»Die moralische Wirkung der Literalisation für die von ihr Betroffenen besteht darin, auch den »Nahverkehr« an diese strukturell bedingte Erhöhung des Affektniveaus anzupassen, sich die Negation des Körpers und die Affirmation seiner Abwesenheit – als Seele – subjektiv zu übereignen. Sie stei-

gert sich in dem Maß, in dem der Schreiber sich vorbehaltlos, mit offenem Herzen und strömender Seele, den Transformationen der Verschriftlichung überläßt.« (Ebd. S. 214)

Schließlich entsteht hieraus auch eine gemeinsame Moral des Bürgertums im Sinne einer universalen Idee des Humanen: Die literale Kommunikation stellt

»das Abstraktionsvermögen bereit, aus dem gegliederten Sozialkörper der vormodernen Gesellschaft eine Idee der Menschheit zu destillieren. Es liegt in der Logik der Erfindung des Buchdrucks und der in ihrer Folge entstandenen schriftkulturellen Mentalität, daß sie egalitäre Visionen befördert.« (Ebd. S. 188)

Die vorliegende Argumentation möchte diese unterschiedlichen Strömungen zum Anlass nehmen, um nach dem Verhältnis von öffentlichen und privaten Transformationen durch die medialen Formate des Web 2.0 zu fragen. Während in der aktuellen Forschungslandschaft auf der einen Seite ein vermachtetes und durch die Formate des Web 2.0 entfremdetes Subjekt angenommen wird, dreht sich die Diskussion andererseits um veränderte öffentliche Praktiken durch das Web 2.0. Wie verhalten sich diese angenommenen Transformationen zueinander? *Inwiefern führt das Web 2.0 als Medium zu einer veränderten Form von Privatheit und Öffentlichkeit?*